

# Trauerkultur in der Moderne. Zum gesellschaftlichen Wandel des Friedhofs

*Thorsten Benkel & Matthias Meitzler*

»Ein Friedhof hat immer was Beklemmendes,  
wo man sich zusammenreißen muss, wo's Regeln gibt.  
Nee, wenn man trauert, will man keine Regeln.«

(O-Ton Interview M94, 27:12)

## Wandel der Bestattungskultur

Nicht nur das individuelle Leben, sondern auch das Funktionieren von Gesellschaften beruht auf permanenter Veränderung – ganz so, als gäbe es nichts Beständigeres als die Flüchtigkeit. Seit ihrem etwas mehr als hundertjährigen Bestehen ist es die Aufgabe der Soziologie, zu ergründen, zu verstehen und zu erklären, weshalb alles Gesellschaftliche so ist, wie es ist, wie es vielleicht auch hätte anders sein können, und welche Umstände zu diesem ›So-und-nicht-anders-Geworden-Sein‹ beigetragen haben.

Ein bedeutender Bereich, in dem der gesellschaftliche Wandel zu einem wichtigen, aber nicht unumstrittenen Faktor geworden ist, ist die zeitgenössische *Bestattungskultur*. Betrachtet man die ihr immanenten Umgangsweisen und offiziellen Spielregeln, kommt man nicht umhin, eine ungewöhnliche Gleichzeitigkeit zu bemerken. Professionelle Akteure wie Friedhofsbetreiber, Bestatter, Steinmetze, Friedhofsgärtner usw. sind darauf aus, die in der Bevölkerung kursierenden Einstellungen und Haltungen zu (er-)kennen, sie umzusetzen und damit zu einem funktionierenden Zusammenspiel zwischen den Kunden und ihren Anforderungen einerseits, aber auch den Anbietern und ihren Möglichkeiten andererseits zu kommen. Die Tendenz zur *Individualisierung* der Gesellschaft (Beck 1986) erschwert dieses Zusammenspiel allerdings erheblich, denn Hinterbliebene (und auch bereits Menschen, die ihre Bestattung zu Lebzeiten planen) richten sich heute weniger denn je an kollektiven Maßstäben und traditionellen Konzepten aus. Das Traditionelle gilt nicht allen, aber doch immer mehr Teilen der Bevölkerung als eine Einschränkung ihrer prinzipiellen Handlungs-, ja sogar Willensfreiheit. Die Vorstellung, im Einklang mit klassischen, seit langem praktizierten Vorgaben der Funeral- und Gedenkkultur zu sterben, bestattet und erinnert zu werden,

nimmt immer stärker ab und macht alternativen Modellen Platz, deren herausragendes Merkmal in der persönlichen Mitbestimmung der Betroffenen liegt.

Mittlerweile kann diesbezüglich nicht länger von punktuellen Trends gesprochen werden. Vielmehr zeigt sich aus sozialwissenschaftlicher Sicht deutlich, dass im Zusammenhang mit dem Lebensende und insbesondere mit der Bestattungskultur, Veränderungen in Gang gekommen sind, die einen recht einschneidenden Traditionsbruch darstellen. Spannend ist die Frage, wieso gerade das Feld sepulkraler Aktivitäten einen derart starken Veränderungsantrieb genossen hat – und dies sogar weitgehend unabhängig von einer größeren öffentlichen Anteilnahme. Die Antwort, die die Soziologie darauf geben kann, ist nicht so sehr in der Auseinandersetzung mit dem Tod und den Toten zu suchen, sondern in der Lebensgestaltung der Menschen. Ihr Umgang mit dem Ende des Lebens und seinen kulturellen Einrahmungen ist eine Folge ihres Verhaltens *zu Lebzeiten*. Der stetige Umbruch der Bestattungskultur wird wesentlich durch die veränderte Nachfrage vonseiten einer ambivalenten Nutzergruppe angestoßen. Stehen entsprechende Totenfürsorgehandlungen auf den ersten Blick im Dienste der Verstorbenen, so sind tatsächlich ganz überwiegend die Hinterbliebenen die Impulsgeber für das Aufgreifen oder Zurückweisen traditioneller Ritualformen.

Je jünger Personen sind, die man diesbezüglich befragt, desto eindeutiger sind die Antworten. Die Erklärung dafür liegt in den Besonderheiten der generationspezifischen Sozialisation. Die jüngeren Generationen (geboren ab den 1970er und 80er Jahren) sind in ihrer Lebensführung vom gesellschaftlichen Wertewandel besonders betroffen, weil sie, vereinfacht gesagt, in einer sozialen Welt geboren wurden und aufgewachsen sind, in der entsprechende Entwicklungen (etwa von der Kollektivität zur Individualität, von der Fremdbestimmung zur Selbstbestimmung usw.) bereits spürbar waren. Dass dies in Bezug auf das sepulkrale Handlungsfeld aktuell noch keine radikalen Auswirkungen zu haben scheint, ist keine Angelegenheit der persönlichen Einstellungen, sondern der demografischen Umstände. Für gewöhnlich setzen sich Menschen erst dann mit dem Lebensende und damit verbundenen Bestattungswünschen intensiv auseinander, wenn sie ein Alter erreicht haben, in dem sie häufiger mit dem Verlust nahestehender Personen und auch mit ihrer eigenen Endlichkeit konfrontiert werden. Es ist jedenfalls schwer zu leugnen, dass sich aus dem Umgang mit dem eigenen Leben auch der Umgang mit dem eigenen Tod speist (Benkel 2017a; Meitzler 2016) –

und weshalb sollte die Selbstentscheidungskompetenz, die das eigene Leben bestimmt hat, just da aufhören, wo es um den Sterben, Tod und Trauer geht?

Ihr räumlich-materielles Korrelat findet diese Entwicklung nicht zuletzt auf dem Friedhof, jenem traditionellen Kulminationspunkt der gesellschaftlichen Ausgliederung des toten Körpers und der rituellen Verlustverarbeitung. Als Seismograph kultureller Verhältnisse berichten Friedhoflandschaften davon, wie Menschen miteinander, füreinander und bisweilen auch gegeneinander leb(t)en; sie liefern aber auch Aufschlüsse darüber, wie sich dieses Mit-, Für- und Gegeneinander im Laufe der Zeit verändert hat. Und diese Veränderungen machen sich seit Ende des vergangenen Jahrhunderts auf besonders eindringliche Weise bemerkbar. Säkularisierungstendenzen, verstanden als Monopol- und Bedeutungsverlust religiöser Direktiven bei der Erklärung der Welt und der Sinngebung des Todes, spiegeln sich nicht nur in den Ritualen, die einer Beisetzung vorausgehen und sie begleiten, sondern auch in der Art und Weise der Bestattung sowie in der Gestaltung, in den Inschriften und in den Symbolen moderner Gräber wider. Nicht mehr der Blick nach vorne in eine jenseitige Welt und auch nicht mehr die Verabschiedung aus einer religiösen Kollektivgemeinschaft sind die dominanten Motive; vielmehr lässt sich eine Zunahme diesseitsorientierter, lebensweltlicher Referenzen (insbesondere auf den Freizeitkontext) beobachten (Benkel/Meitzler 2013).

Räumliche Mobilität, der Wandel ökonomischer Verhältnisse und veränderte Familienstrukturen tragen allesamt mit dazu bei, dass Begräbnisorte heute zunehmend platz-, kosten- und pflegesparender eingerichtet werden. Während sich das großflächige Familienwahlgrab noch im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hoher Popularität erfreute, wurden an seiner Stelle zuletzt Reihengräber, Urnengemeinschaftsgräber, Kolumbarien oder anonyme Rasenbeisetzungen verstärkt nachgefragt. Die Vielzahl von Bestattungsmodellen geht längst auch über den klassischen Friedhof hinaus; alternative Varianten im Wald, im Meer oder an weiteren Orten, und beispielsweise auch die Verarbeitung von Kremationsasche zu einem Erinnerungsartefakt (Benkel/Klie/Meitzler 2019), haben trotz vieler Vorbehalte aus unterschiedlichen Richtungen an Zuspruch gewonnen.

Der verstärkt aufkeimende Wunsch nach als unkonventionell verstandenen Beisetzungs- und Erinnerungsorten geht einher mit einer allgemeinen Kritik am Friedhofswesen, das nach Ansicht einer mittlerweile nicht unbedeutenden Zahl von Menschen innovativen Geist

vermissen lässt. Eine unumstrittene Anlaufstelle für jedermann ist der Friedhof seit geraumer Zeit nicht mehr. Die Unzufriedenheit mit eingefahrenen Routinen, unzeitgemäßen Bestimmungen, Entfremdungstendenzen und mangelnder Flexibilität wird von vielen Seiten geäußert. Als Funktionsort mag der Friedhof zwar noch seine Berechtigung haben, was indes nicht bedeutet, dass er von der konkreten Person auch tatsächlich ›gebraucht‹ wird. Problematisiert werden in diversen Untersuchungen der Verfasser (siehe unten) bisweilen auch die atmosphärischen Verhältnisse, der Druck auferlegter Verhaltenskonventionen, finanzielle Belastungen – oder die räumliche Distanz des Friedhofs zum eigenen Lebensmittelpunkt, die den Betrauten nicht nur in geografischer, sondern auch in sozialer Hinsicht in schmerzhaft ferne rücken lässt. Die Kritik ist in den letzten Jahren lauter geworden. Sie ist ein Zeichen des sozialen Wandels, der als unüberhörbarer Ruf nach Erneuerung verstanden werden muss.

### **Forschungsinteresse und methodisches Vorgehen**

Vor diesem Hintergrund wurde in Fortführung vorangegangener empirischer Vorarbeiten der Autoren zum Themenkomplex Sterben, Tod, Trauer, Bestattung und Erinnerung (Benkel 2013; Benkel/Meitzler 2015; Meitzler 2017; Benkel 2017b) die hier vorgestellte sozialwissenschaftliche Studie durchgeführt. Sie versucht, die skizzierten Umbrüche im Lichte der Einstellungsänderungen von Friedhofsnutzern zu rekonstruieren – von jener Personengruppe also, die hinsichtlich ihrer Trauerbewältigung faktisch im Zentrum der Bestattungskultur steht. Im Rahmen des drittmittelgeförderten Forschungsprojektes zur *Pluralisierung des Sepulkralen* an der Universität Passau (2016-2018) wurde allgemein der Stellenwert von Trauer und deren Ausdifferenzierung in der modernen Gesellschaft in den Blick genommen. Damit hängt nicht nur die Frage zusammen, was Menschen konkret tun, wenn sie trauern, sondern auch die Bedeutung von Ritualität, Materialität, Räumlichkeit und Zeitlichkeit im Trauerkontext. Ein Schwerpunkt des Erkenntnisinteresses galt der handlungsaktiven Aneignung des Beisetzungsortes.

Relevante Untersuchungspersonen der Studie waren Menschen, die mindestens einmal in ihrem Leben einen nahestehenden Sozialpartner verloren haben und über Erfahrungen im Umgang mit Trauer verfügen. Zur Datengewinnung und Datenauswertung kamen verschiedene Methoden der empirischen Sozialforschung zum Einsatz. Im Zeitraum von

Oktober 2016 bis November 2018 haben wir insgesamt 126 narrative Interviews geführt und mehr als 179 Stunden Gesprächsmaterial generiert. Die Interviews fanden größtenteils telefonisch, punktuell auch face-to-face statt und hatten eine durchschnittliche Dauer von etwa 90 Minuten. Unter ausdrücklicher Einverständniserklärung unserer Gesprächspartner wurden alle Interviews aufgezeichnet, protokolliert und einzelne Sequenzen von besonders hohem Aussagegehalt transkribiert. Im Zuge eines inhaltsanalytischen Auswertungsverfahrens wurden schließlich die zentralen Motive, Muster und Typiken aus dem Interviewmaterial herausgearbeitet und nach unterschiedlichen Kategorien codiert.

Zusätzlich wurden auf dem Weg der internetbasierten schriftlichen Befragung mehr als 900 Personen erreicht. Neben der Abfrage soziodemografischer Daten (z.B. Geburtsjahr, Familienstand, Konfession usw.) wurden den Probanden einige Aussagen vorgelegt, zu denen sie sich per Votum auf einer fünfstufigen Skala (›trifft überhaupt nicht zu‹/›trifft eher nicht zu‹/›trifft teilweise zu‹/›trifft eher zu‹/›trifft voll zu‹) positionieren sollten. Darüber hinaus bestand der Fragebogen aus einigen offen formulierten Fragestellungen, bei denen sich die Teilnehmer zu bestimmten Aspekten der Trauer- und Bestattungskultur ausführlich äußern konnten. Die beantworteten Fragebögen wurden mithilfe statistischer Analysesoftware (SPSS) ausgewertet und u.a. in Form von Säulendiagrammen aufbereitet.

Die Akquise sämtlicher Teilnehmer erfolgte über einen schriftlichen Aufruf, in dem das Projekt und dessen Erkenntnisinteresse vorgestellt und über die Möglichkeiten der Partizipation informiert wurde. Der Aufruf wurde sowohl im Print (Magazine von Fachverbänden) als auch online (E-Mailverteiler, Webseiten, Social Media usw.) veröffentlicht und verbreitet. Allen Untersuchungspersonen wurde vorab vollständige Anonymität und Diskretion zugesichert. Personengebundene Daten sollten ausschließlich im Rahmen des Forschungsprojektes verwendet werden. Aussagen, die während der Befragungen getätigt werden, sollten in die spätere Ergebnispublikation zwar mit einfließen, man würde sie dann aber nicht mehr auf die konkrete Identität ihres Urhebers zurückführen können. Die Umsetzung dieser Absicht gestaltete sich auch insofern unproblematisch, als grundsätzlich nicht die Identität von Einzelakteuren und deren subjektiven Lebensumstände im Fokus unseres Interesses stehen, sondern die vertretenen Positionen und Haltungen.

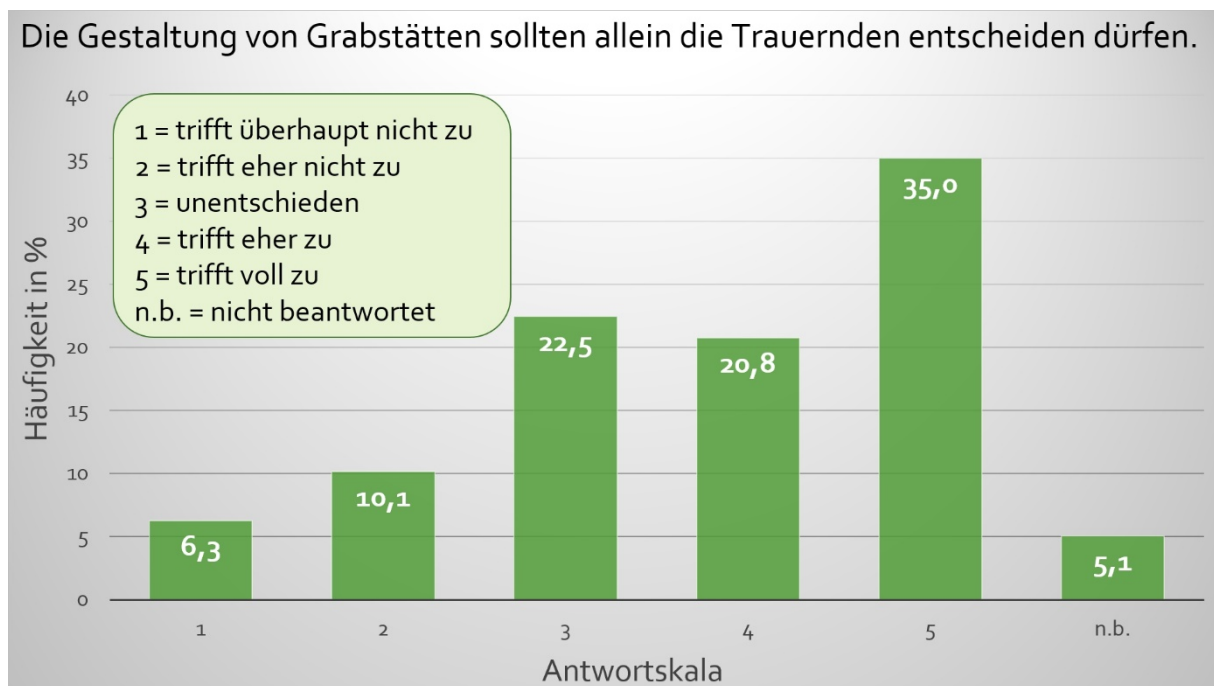
## **Zentrale Erkenntnisse der Studie**

Die Auswertung unseres Datenmaterials liefert deutliche Hinweise darauf, dass die schon seit längerer Zeit beobachtbaren Gesellschaftstrends der Säkularisierung, Pluralisierung, Individualisierung und die damit zusammenhängenden autonomen Lebensgestaltungsabsichten sich auch in den Einstellungen der Befragten in Bezug auf Sterben, Tod und insbesondere Trauer wiederfinden lassen. Es handelt sich dabei keineswegs, wie vielleicht noch zu früheren Zeiten, um vereinzelt aufflackernde Begierden, sondern es liegt ein grundlegender Wandel von Mentalitäten vor (Benkel/Meitzler/Preuß 2019).

Wenn es darum geht, ein zu Ende gegangenes Leben zu betrauern, sich von geliebten Menschen zu verabschieden, ihre Körper zu bestatten, sich mit der gemeinsam geteilten Lebenszeit reflexiv auseinander zu setzen, vielleicht sogar: soziale Beziehungen symbolisch weiterzuführen, dann gibt es heute keine allgemeingültigen, kollektiv verbindlichen Maßgaben mehr. So vielfältig die moderne Gesellschaft und die in ihr vertretenden Richtigkeitsüberzeugungen, Lebensweisen, Identifikationsmöglichkeiten usw., so vielfältig ist auch der zeitgenössische Umgang mit dem Tod. Die typische Bestattung gibt es mittlerweile genauso wenig wie das typische Grab oder die typische Trauerhandlung. Vielmehr ist es so, dass Individuen – die sich explizit als solche verstehen und eben nicht mehr als Teil eines Kollektivs – heutzutage entsprechende Wege selbstverantwortlich suchen und finden (müssen). Hinsichtlich solcher höchstprivaten Empfindungen wie Trauer orientieren sich individualisierte Menschen an dem, was ihnen selbst guttut – und nicht mehr an einem antiquiert wirkenden Vorschriftenkanon. Nicht immer entspricht das, was guttut, automatisch dem, was Bestattungskultur in dieser Angelegenheit bietet. Es verwundert daher nicht, dass neben Erfahrungen und Meinungen häufig auch Unzufriedenheit mit dem bestehenden Status quo geäußert wurde.

Wenn wir in diesem Beitrag von traditionellen bzw. konventionellen Angeboten, Grabstätten und Friedhöfen sprechen, sind Konzepte gemeint, die aktuell in quantitativer Hinsicht überwiegen, die jedoch insgesamt überaus ›kollektivistisch‹ angelegt sind. Es handelt sich nicht um persönlich an den Trauerprozess angepasste Ausdrucksformen und schon gar nicht um Modelle der aktiven Mitbestimmung durch Trauernde. Zugespitzt formuliert: Tradition und Konvention liegt dann vor, wenn keine wesentlichen Überraschungselemente die Augen unvoreingenommener Beobachter irritieren, sondern wenn Gestaltungsoptionen umgesetzt werden, die im Wesentlichen bereits seit Jahrzehnten, wenn nicht gar Jahrhunderten üblich

sind und zum Standardangebot der Gewerke gehören. Selbstverständlich ist die in diesem Sinne traditionelle Sepulkralkultur bei näherer Betrachtung nicht arm an innovativen Ideen (Memorialgärten, Kolumbarien, Grabsteinwettbewerbe u. dgl.). So sinnvoll diese mehr oder weniger kreativen Erweiterungen der Angebotspalette im Einzelfall auch sein mögen: Sie ändern nichts an der prinzipiellen Einschränkung der Handlungsfreiheit am Beisetzungsort, wie unsere Forschungsergebnisse zeigen.

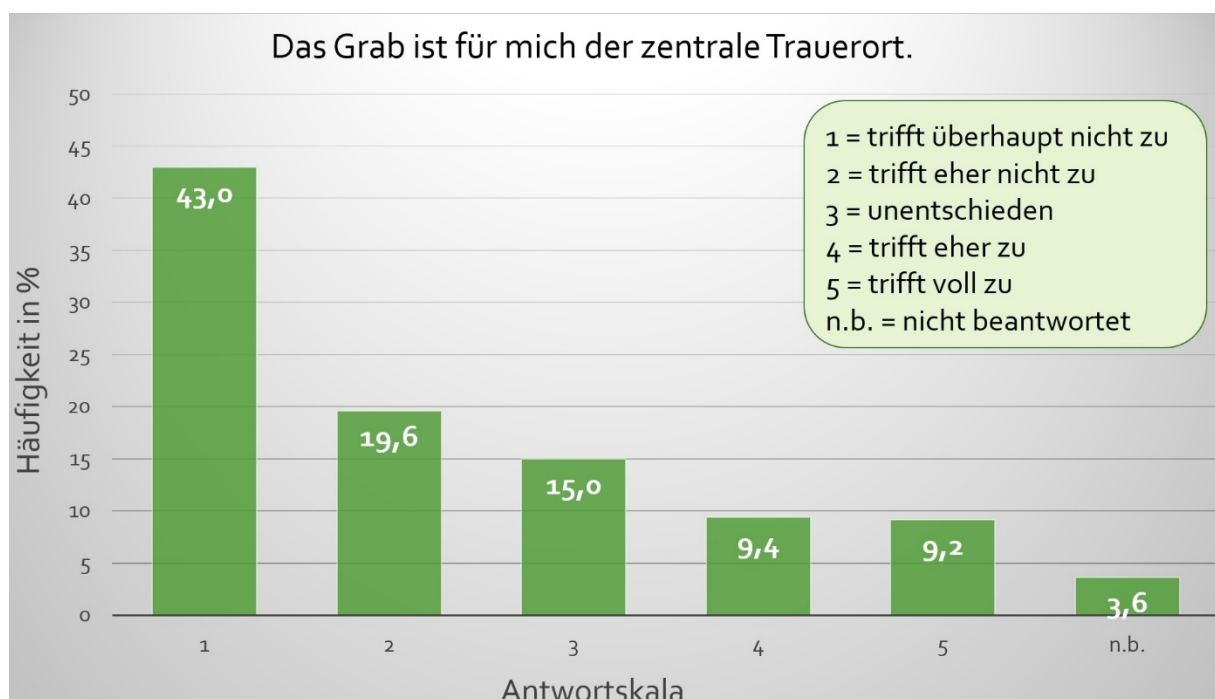


Grafik 1: Die mehrheitliche Zustimmung spricht für die Annahme einer Autonomie der Trauer in der Gegenwartsgesellschaft. Subjektive Interessen der Trauernden werden idealistisch über die Interessen des Kollektivs und über gesetzlichen Regelungen gestellt.

Die zentralen Kritikpunkte, die in unserer Studie angesprochen wurden, drehen sich um Normierung und Einschränkung. Der traditionelle Friedhof im oben erwähnten Sinne steht hier auch deshalb im Kreuzfeuer der Kritik, weil offenbar eine Diskrepanz besteht zwischen dem Verwirklichen juristischer Bestimmungen auf der einen Seite und den faktischen Trauerbedürfnissen der Betroffenen auf der anderen. Oftmals wird der Friedhof somit als Ort der Verbote und der Fremdbestimmung erlebt – nicht aber als ein Ort, an dem sich Trauer frei und uneingeschränkt entfaltet.

Gewiss gibt es sie – diejenigen Bestattungskunden, die mit dem beschriebenen konventionellen Angebot des Friedhofs zufrieden sind, die ein Ausbrechen aus Traditionen gar nicht wünschen, sondern die irritiert, wenn nicht gar verärgert darauf reagieren. Auch dieser Personenkreis taucht in unserem Datenmaterial auf. Die Haltung, die dabei vertreten wird, verortet den Tod innerhalb eines größeren gesellschaftlichen Zusammenhangs, der wesentlich von Gleichheit und von der Idee des Ordnungserhalts geprägt ist.

Es ist also nicht zu leugnen, dass die konventionellen Modelle ihre Anhänger haben. Vermutlich jedoch handelt es sich dabei um die Sterbenden und Angehörigen *von heute*. Sie sind aufgewachsen und geprägt worden in einer Gesellschaft, die noch durch einen starken Gemeinschaftsgeist gekennzeichnet war – in der Soziologie ist hier von »Kollektivbewusstsein« die Rede (Durkheim 1988: 128) – und in denen individuelle Ausbruchsversuche vergleichsweise selten vorkamen. Diese Menschen sind mittlerweile in einem Lebensalter, in dem sie häufiger als andere Altersgruppen zu Bestattungskunden werden und dabei ihre ansozialisierten Vorstellungen geltend machen. Die gegenwärtigen Bestattungskunden sind indes nicht die Bestattungskunden der Zukunft. Die Bestattungskunden der Zukunft sind, wie bereits angesprochen, in einer anderen Gesellschaft geprägt worden, sie leben in einer anderen Gesellschaft und sie werden auch in einer anderen Gesellschaft sterben und trauern.





Grafik 2: Im Zusammenhang mit konventionellen Friedhöfen lehnt mehr als die Hälfte der Teilnehmenden die Aussage ab. Beisetzungsort und Trauerort sind folglich zunehmend entkoppelt. Möglich ist ferner, dass die Verortung von Trauer als solche obsolet wird. Der faktische Stellenwert der Grabstätte wird gleichwohl nicht per se in Frage gestellt: Auch ohne der zentrale Trauerort zu sein, kann sie dennoch wichtig sein – insbesondere in psychologischer und symbolischer Hinsicht.

Ferner wird anhand unserer Ergebnisse evident, dass der Beisetzungsort – so wie er sich als sepulkraler Mainstream heute überwiegend darstellt – für die allermeisten Befragten häufig nicht als primärer Bezugspunkt ihrer Trauerverarbeitung fungiert. Eine Bedeutungsverschiebung gegenüber dem traditionellen Modell ortsgebundener Trauer ist klar erkennbar: Das Grab bekommt Konkurrenz von anderen Stätten. Dies steht, ausgehend vom konventionellen Konzept, im Einklang mit der von uns schon seit Längerem vertretenen These von der *De-Lokalisierung der Trauer*. Damit ist einerseits gemeint, dass Beisetzungsort und Trauerort, in Abgrenzung zu den Angeboten auf eher traditionsgeprägten Nekropolen, nicht mehr in ein und derselben Stätte vereint sind. Im Gegensatz zum Friedhof, mit dem üblicherweise keine (positiven) lebensweltlichen Erfahrungen verbunden werden, gewinnen beispielsweise solche Orte als Trauerorte an Gewicht, an denen man mit dem Verstorbenen zu Lebzeiten gemeinsam gewesen ist und mit denen man Positives assoziiert. Gemeint sind also nicht Unfallorte, die zwar ebenfalls zu improvisierten Trauerstätten umfunktioniert werden können (man denke an das Holzkreuz am Straßenrand), die aber – auf andere Weise – negativ besetzt sind. Als besonders populäre Trauerstätten erweisen sich in diesem Zusammenhang eher Urlaubsziele bzw. Orte in der Natur, mit denen Menschen sehnsuchtsvolle Erinnerungen verknüpfen. Passend hierzu zwei Wortmeldungen unserer Interviewpartner:

*»Also, ich glaube schon, dass es wichtig ist, so 'nen Ort zu haben, der mit der Person in Bezug steht. Aber das muss nicht mit dem... mit der Leiche oder mit der Asche sein, also für mich ist das ein Ort, wo ich mit meiner Mutter früher oft war, im Wald.« (B2, 20:07)*

*»Also, eigentlich ist das bei mir zu Hause. [...] Ich denke an meinen Mann mehr zu Hause. Ich hab' ihn überall stehen, die Bilder... an meinem Bett, hier an meinem Sessel, wo ich sitze und da hinten eben im Wohnzimmer, wo ich auch hingucken kann. Da hab' ich das größere Bild stehen. Und dadurch ist er immer bei mir.« (P6, 14:58)*

Zweitens kann De-lokalisierung im wörtlichen Sinne eine ›Entörtlichung‹ bedeuten, wonach die Verortung von Trauer als solche obsolet wird. Die Teilnehmer unserer Untersuchung wiesen auffallend häufig darauf hin, dass Trauer in erster Linie ›im Kopf‹ geschehe und damit

nicht an eine feste Räumlichkeit gebunden sei, sondern im Grunde überall dort stattfinden könne, wo man sich gegenwärtig aufhält.

Für einige Menschen ist der Tod nicht nur ein ent-räumlichtes, sondern auch ein ent-körperlichtes Phänomen. So ist auch der Einfluss des virtuellen Raumes auf die Bestattungskultur heutzutage kaum mehr zu überschätzen. Es lässt sich nicht leugnen: Die soziale Welt kann längst nicht mehr ohne ihr virtuelles Korrelat gedacht werden. Offline trifft in nahezu allen Lebens- und Sterbenslagen auf Online. Dazu gehören nicht nur Internet-Referenzen in Traueranzeigen und an Grabstätten (QR-Codes, URLs, Mailadressen, Chat-Pseudonyme), sondern auch Plattformen für virtuelles Gedenken, Foren des Austauschs und die Umfunktionierung sogenannter sozialer Medien wie Facebook, Youtube oder Twitter (Benkel 2018; Benkel/Meitzler 2019a; Stöttner 2018; Offerhaus 2016). Auf den ersten Blick scheint es sich um ein noch wenig verbreitetes Phänomen zu handeln, daraus jedoch Rückschlüsse für die Zukunft zu ziehen, wäre naiv. Die künftigen Toten werden ein Leben gelebt haben, das mehr und mehr digital vernetzt gewesen ist – und den künftigen Hinterbliebenen wird es genauso gehen. Diese Entwicklung erlaubt zugleich tiefgreifende Deutungsverschiebungen: Während der Körper in der Gesellschaft lange einfach ›hingegenommen‹ wurde, dafür aber in der Bestattungskultur eine zentrale Position einnahm, gibt es heute Anzeichen dafür, dass sich die Verhältnisse umkehren. Nicht jede(r) wird mit diesen Entwicklungen glücklich werden, denn eine Entkopplung der Trauer vom toten Körper (und damit von dessen Beisetzungsstätte) wird vielen Menschen schwerfallen.

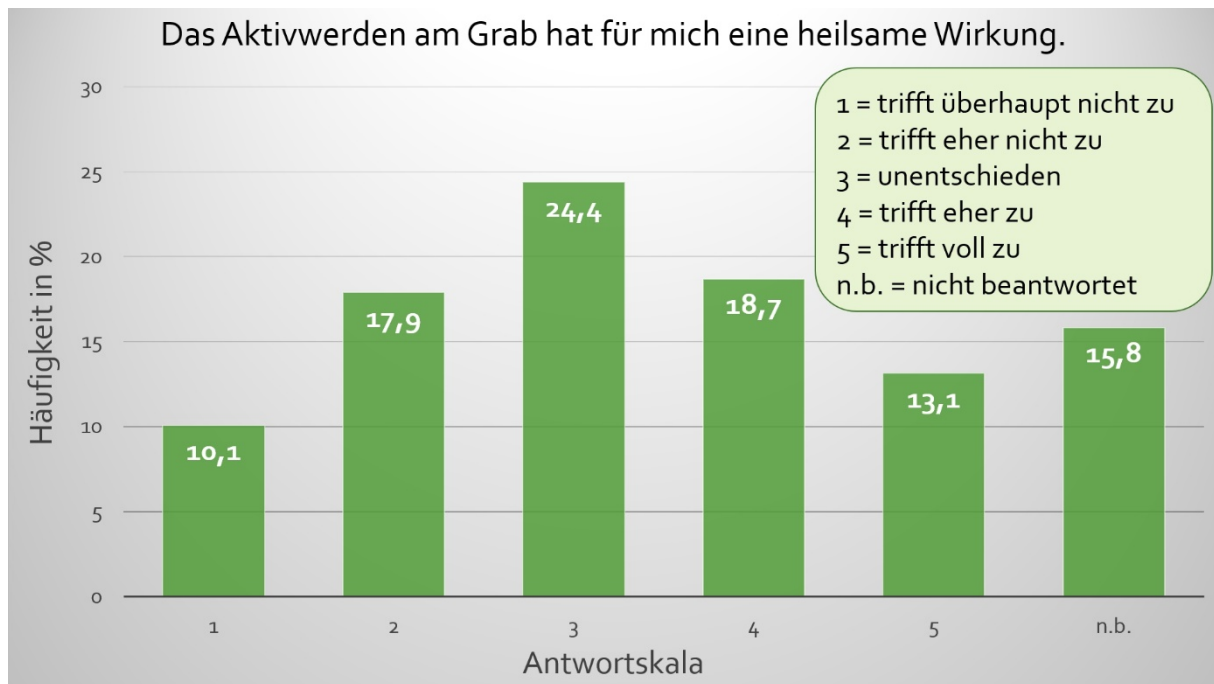
Auch diese sepulkralkulturelle Facette steht also im Zeichen der Pluralität und Ambivalenz. Es wäre zumindest etwas voreilig, würde man De-Lokalisierung mit dem radikalen Bedeutungsverlust der ›letzten Ruhestätte‹ gleichsetzen. Dass das Grab für die Mehrheit der Befragten nicht der zentrale Trauerort ist, heißt nämlich nicht, dass diesem Ort überhaupt keine Qualität zukommt. Ebenso wenig ist damit ausgeschlossen, dass künftige Grabstätten (von Menschen, die gegenwärtig noch am Leben sind) zu wichtigen, vielleicht sogar zu den dominierenden Trauerorten werden können. Vorrangig wird dabei sein, dass diese Beisetzungsstätten den subjektiv empfundenen (und als solche von der Gesellschaft vermittelten) Interessen und Bedürfnissen der Menschen entsprechen. Unter unseren Studienteilnehmern befanden sich auch Personen, für die das Grab der entscheidende Zufluchtsort der eigenen Trauer ist, den sie in regelmäßigen (mitunter sogar: täglichen)

Abständen aufsuchen. Überdies lässt sich festhalten, dass der Stellenwert, den ein und dieselbe Grabstätte einnimmt, im Laufe des Trauerprozesses variieren kann. Einige unserer Gesprächspartner berichten davon, dass der Beisetzungsort kurz nach dem Verlust ein unverzichtbares Element der Trauerverarbeitung gewesen ist, derweil seine Relevanz im Laufe der Zeit allmählich abgenommen hat. Bei anderen Untersuchungspersonen verhielt es sich umgekehrt. Welche Wichtigkeit das Grab besitzt, ist nicht zuletzt in Abhängigkeit zum Beziehungsverhältnis zum Verstorbenen und zum gemeinsamen Erlebnishorizont zu betrachten. Die folgenden Worte einer Interviewpartnerin, die vor circa 15 Jahren ihren Sohn bei der Geburt verloren hatte, sprechen für sich:

*»Wissen Sie, das ist mir noch nie so klar gewesen wie gerade eben. Mit meiner Großmutter, mit der ich ja gelebt habe, der fühl' ich mich an vielen Orten verbunden. Da muss ich nicht auf diesen Friedhof gehen, weil mit der hab' ich ganz viel erlebt, wo Verbundenheit entstanden ist. Mit meinem toten Kind hab' ich nicht gelebt. Und ich glaube, dass dadurch dieser Platz Grab viel wichtiger ist als bei Menschen, mit denen ich gelebt habe.« (M60, 45:47)*

Unter denjenigen, die der Grabstätte einen Nutzen zuweisen, sind wiederum diejenigen in der Mehrheit, die diesen Nutzen individuell denken, also auf ihre konkrete Situation bezogen, die für sie ihre generellen Traueraktivitäten rechtfertigt. Ein nicht seltenes Motiv ist in diesem Zusammenhang das Abstellen bzw. Ablegen von Gegenständen, Erinnerungsartefakten usw. an Grabstätten (Benkel/Meitzler 2019b). Insbesondere bei Rasenplatten ist das üblicherweise verboten – und dennoch wird diese Praxis, im Sinne einer symbolischen Kontaktaufnahme zur verstorbenen Person an der Stätte ihrer Körperaufbewahrung, immer wieder durchgeführt. Gerade der stets mitschwingende Verbotsaspekt wird kritisiert:

*»Und dieses Nichtdürfen. Also gut, ich kann das verstehen, wenn da gemäht werden soll, dass da nichts stehen soll. Und wenn das Schild da nicht stehen würde, würden es vielleicht noch viel mehr machen, weil Verbote, die ausgesprochen werden, an die muss man sich ja halten. Wir halten ja schließlich auch bei Rot an der Ampel [...]. Wenn ich da was hinlege, dann isse definitiv wie bei Rot über die Ampel fahren. Nur, da schädige ich niemand, weil wenn ich bei Rot über die Ampel fahre, dann kann was passieren. Hier kann nix passieren, da muss der Friedhofsgärtner sich nur einmal bücken und das hochheben [...]. Das ist natürlich nicht rechtens, klar. Nur ich finde, mein Mann hat es verdient.« (M35, 88:29)*



Grafik 3: Hier geht die Tendenz leicht in Richtung Zustimmung. Zentral ist nicht alleine der Grabbesuch, sondern der Aspekt der aktiven Handlung. Zu vermuten ist, dass die Teilnehmer differierende Vorstellungen von ›Aktivwerdung‹ hegen und der eigenen körperlichen Involviertheit am Grab unterschiedliche Relevanz zuschreiben.

## Schlussfolgerungen

Gesellschaft ist nicht als unveränderliche ›Naturgegebenheit‹ misszuverstehen; und das gilt auch für solche gesellschaftlichen Einrichtungen wie den Friedhof. Unser Datenmaterial legt nahe, dass der Friedhof nicht mehr im Gleichklang steht mit der gesellschaftlichen Entwicklung der jüngeren Vergangenheit. Mit seinem derzeitigen Angebot schafft er es häufig nicht, den veränderten Wünschen vieler Hinterbliebener gerecht zu werden.

Jahrzehntelang haben sich Handlungsabläufe, Ordnungsmuster, Verhaltensschemata usw. schlichtweg dadurch etabliert, dass sie so betrieben wurden, wie sie betrieben wurden. Eine wesentliche Legitimationsgrundlage war (und ist häufig noch) der Verweis auf die Tradition (»Wir machen es so, weil wir es schon immer so gemacht haben«), auf das Recht (»Wir machen es so, weil wir es so machen müssen«) und bisweilen auch auf die Moral (»Wir machen es so, weil wir es so machen sollten«). Die tatsächlichen Bedürfnisse der Betroffenen waren demgegenüber weit weniger im Fokus der Friedhofsplanung. Eine solche Devise würde heißen: »Wir machen es so, weil Menschen es so wollen«. In einer Kollektivgemeinschaft (für die die Gesellschaft der Bundesrepublik nach 1945 lange Zeit gehalten wurde), die

vordergründig auf gegenseitiger Solidarität im Leben wie im Tod beruhte und in der es scheinbar keine individuellen Ausbruchsbestrebungen gab, schien dieses Konzept gut zu funktionieren; die Notwendigkeit für Innovationen drängte sich nicht auf. Die Betreiber von Friedhöfen sowie die am Friedhof tätigen Gewerke vertrauten darauf, dass die sepulkrale Zukunft überraschungsarm sein und weiterhin auf Stabilität und Ordnung basieren wird – gestorben wird bekanntlich immer.

Diese Aussicht wird künftig allerdings kein Trost mehr sein, sondern eine Beschreibung aus der Ferne, wenn nicht Nachjustierungen vorgenommen werden, mit denen man Trauernde mit der Bestattungskultur wieder versöhnt – nicht nur in ökonomischer, sondern auch und vor allem in *emotionaler* Hinsicht. Die Wortmeldungen vieler unserer Befragten lassen unmissverständlich erkennen, dass sie sich sowohl sozial als auch psychologisch (nicht mehr) auf Augenhöhe des Friedhofs sehen. Würde man argumentieren, dass der Friedhof mit den Lebenswelten seiner Nutzer nichts zu tun hat, wäre das Problem hinfällig. Doch damit wäre der Friedhof endgültig totgesagt, und hierfür gibt es (noch) keinen Grund (Sörries 2016).

Fachexperten des beruflichen Umgangs mit Tod, Bestattung, Trauer und Gedenken müssen anerkennen, dass es bestimmte Trends gibt, die sich – aller frommen Wünsche mancher alteingesessenen Dienstleister und Gewerke zum Trotz – weder aufhalten noch umkehren, sondern allenfalls beobachten und mit einer veränderten Angebotsstruktur einfangen lassen. Gesellschaftlicher Stillstand mag dem einen oder anderen entgegenkommen, allerdings ist die Aufforderung, man möge doch am besten zu jener Bestattungskultur aus den »guten alten Zeiten« zurückkehren, vor diesem Horizont eine Farce. Auch wenn aus professioneller Sicht der Umgang mit Todesfällen von notwendigen Routinen getragen wird und man weiß, was »zu tun« ist, darf nicht außer Acht gelassen werden, dass aus der Betroffenenperspektive die Trauer- und Bestattungskonstellation als hochgradig individuell erlebt wird und Menschen diese Einzigartigkeit zunehmend berücksichtigt wissen wollen. Die Einstellungen der Teilnehmer unserer Studie lassen erkennen, dass die Individualität nach vorne treten und sich gegen eine schicksalsblinde, automatisierte »Verwaltung des Todes« (Benkel 2013) stellen möge. Nicht die Trauernden haben zukünftig ihre Motivation zu korrigieren, sondern es sind die Friedhöfe, die die Richtung ändern müssen.

Diese Zeichen der Zeit haben glücklicherweise viele Betreiber und verantwortliche Akteure erkannt, dennoch gibt es noch einiges zu tun. In der Verantwortung stehen nicht nur

diejenigen, deren Angebote sich an verbindlichen Regelwerken orientieren, sondern auch und vor allem diejenigen, die für die Errichtung und Modifikation eben dieser Regelwerke zuständig sind. Ein dringliches gesellschaftliches Problem sehen die meisten politischen Entscheidungsträger in der Diskrepanz zwischen persönlichen Wünschen und juristischer Wirklichkeit der Bestattungskultur allerdings nicht – was in erster Linie dem Umstand geschuldet sein dürfte, dass sie mit derartigen Fragen selten in Berührung kommen, sich für gewöhnlich wenig intensiv mit funeralen Themen auseinandersetzen und bislang kaum für veränderte Bedürfnislagen sensibilisiert sind. Hier scheint zuzutreffen, was noch gegen Ende des 20. Jahrhunderts von wissenschaftlicher Seite mehrheitlich behauptet wurde: Die moderne Gesellschaft sei eine Gesellschaft, die den Tod verdrängt und sämtlichen Fragen rund um das Lebensende möglichst weiträumig aus dem Weg geht. Zwar hat es in jüngster Vergangenheit im Zuge von Gesetzesnovellierungen durchaus Bemühungen gegeben, die derzeitigen Bestimmungen zu liberalisieren (u.a. in Bayern, Brandenburg und Sachsen-Anhalt). Aus Verbrauchersicht muss die Bilanz jedoch ernüchtern – statt zu zeitgemäßen Liberalisierungen kam es in Teilen sogar zu Verschärfungen der Bestattungsgesetze.

Gemeinhin besitzen Regelwerke eine kollektive Orientierung und akzentuieren – bezogen auf den Gegenstand unserer Forschung – somit auch einen kollektiv verbindlichen Charakter von Trauer. Dadurch aber wird der Eigenwert individueller Trauerempfindungen und -kundgaben potenziell unterlaufen. Betroffenen wird man wiederum nur ein geringes Interesse daran unterstellen dürfen, die Art und Weise ihrer Trauer diktiert zu bekommen – weder vom Gesetzgeber noch von jenen Institutionen, die diese Gesetze in Berufspraxis umwandeln.

Fallbeispiele für Konflikte zwischen individueller Entscheidung und bürokratischen Ordnungsprinzipien sind mittlerweile nicht mehr nur Insidern der Szene bekannt. Wenn etwa Friedhofsverwaltungen die Umsetzung des einen oder anderen persönlichen Gestaltungswunsches blockieren oder Beisetzungsangebote konzipieren, die jegliche Mitgestaltung unterbinden und selbstbestimmtes Handeln durch die Hinterbliebenen untersagen, kann dies, wie in den letzten Jahren hin und wieder geschehen, zum Gegenstand massenmedialer Berichterstattungen werden – und bei einigen Rezipienten möglicherweise das Gefühl bestärken, dass der Friedhof nicht die richtige Adresse ist. Reputationsverlierer ist somit nicht mehr nur jener konkrete Friedhof, an dem die Kontroverse ursprünglich entbrannte, sondern die Institution Friedhof als solche.

Für die Zukunft der Friedhöfe dürfte entscheidend sein, inwieweit es ihnen gelingen wird, sich entlang des permanenten gesellschaftlichen Wandels immer wieder neu zu erfinden. Einer pluralisierten und heterogenen Gesellschaft wird der Friedhof am besten dadurch gerecht, dass er sich seinerseits als ein Ort der Vielfalt und Heterogenität nicht nur versteht, sondern dieses Verständnis auch in ein entsprechendes Angebot umsetzt. Dass Menschen durchaus widersprüchliche Vorstellungen, Einstellungen und Wünsche haben können, bedeutet nicht nur größere Herausforderungen, sondern kann zugleich neue Innovationschancen mit sich bringen. Eine *Mehr-Felder-Strategie*, die in unterschiedlichen Arealen unterschiedliche Gestaltungs- und Handlungsspielräume eröffnet und auf einigen Nekropolen bereits erfolgreich angewandt wird, ermöglicht die Verwirklichung divergierender Gedenkmodelle und Mitwirkungsinteressen. Es bedarf, genau genommen, einer Taktik der multiplen Trauerflächen, deren Vielfalt in verschiedene Richtungen geht – insbesondere in die Richtung der Hinterbliebenen, die Hand in Hand mit Friedhofsbetreibern und Gewerken operieren und eben nicht das Grab zu einer ›Verbotszone‹ machen, wo sich die Beteiligten in ihrer Unzufriedenheit überdies gegenseitig einschränken. Nicht um die Befürwortung einer vollständigen Beliebigkeit geht es uns dabei, sondern vielmehr darum, der Pluralität real existierender Einstellungen zu Trauer und Gedenken (von konservativ bis innovativ) Rechnung zu tragen. Unter diesen Vorzeichen bedeutet eine Liberalisierung des Friedhofswesens, einerseits mehr zu erlauben – andererseits aber nicht überall.

Aus unseren Interviews wissen wir, dass sich die Empfindungen gegenüber den sterblichen Überresten eines geliebten Menschen im Laufe der Zeit ändern können. Umso dramatischere psycho-sozialen Folgen ergeben sich, wenn die anfänglich getroffene Wahl für oder gegen eine bestimmte Bestattungsvariante sich im späteren Verlauf als unpassend entpuppt, jedoch nicht mehr revidiert werden kann. Eine solche Konstellation dürfte nicht unwahrscheinlich sein, vergegenwärtigt man sich, dass die Tragweite von Entscheidungen, die bei einem Sterbefall nicht selten kurzfristig und noch dazu in einer existenziellen und hochgradig emotionalen Krisensituation getroffen werden, meist nicht vollends zu überblicken ist. Ist das, was sich im ersten Moment als ›richtig‹ und ›sinnvoll‹ anfühlt, dies auch noch im zweiten oder dritten? In unserem Datenmaterial finden sich einige Stimmen, die genau diese Problematik ausbuchstabieren – besonders häufig übrigens im Zusammenhang mit anonymen bzw. halb-anonymen Grabfeldern und solchen mit Handhabungsverboten, die einerseits zwar keinen Pflegeaufwand entstehen lassen, andererseits aber gerade dadurch nahezu keinen

Raum für aktive Aneignungsanliegen gewähren. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch der auf vielen Friedhofslandschaften gewohnte und oben bereits erwähnte Anblick von Rasenflächen erklären, die trotz ausdrücklicher Verbote, mit diversen Grabartefakten (Kerzen, Blumen, Steine, Stofftiere usw.) bestückt sind. Ein Grabangebot, das die Flexibilität von Trauer ernst nimmt, könnte folglich aus solchen Bestattungsorten bestehen, die Hinterbliebene einerseits von der regelmäßigen Grabpflege befreien, ohne ihnen andererseits per se die Möglichkeit zu nehmen, sich (etwa durch das Ablegen besagter Gegenstände oder andere Aneignungsformen), aktiv einzubringen.

In Anbetracht unserer Forschungsergebnisse wird eines offenkundig: Wer mit dem Friedhof nichts (mehr) anfangen kann, wird stets alternative Lösungen finden, um den eigenen Traueransprüchen gerecht zu werden (oder dem, was er bzw. sie dafür hält). Dass der Friedhof sein Bestattungsmonopol und erst recht sein Trauermonopol längst verloren hat, dürfte unstrittig sein. Und es wäre etwas leichtgläubig, anzunehmen, dass er es aller Bemühungen zum Trotz mittel- und langfristig wieder zurückgewinnen könnte. Kein Zweifel, auch die kreativsten Modellnekropolen werden in Zukunft nicht jeden abholen und begeistern können. Mit dieser einfachen Wahrheit sollten Sepulkralexperten sich versöhnen. Zu einer Offenheit gegenüber dem sozialen Wandel und der gesellschaftlichen Pluralität gehört auch der Verzicht auf die Mission, »die Menschen wieder zurück auf den Friedhof zu holen« – zurück also in die Bestattungssphäre konventioneller Angebote. Damit einher geht die Akzeptanz, dass der Friedhof auch auf lange Sicht nur mehr eines von mehreren Sepulkralangeboten ist und die Konkurrenz eher größer als kleiner wird. Sämtliche Versuche, diese Tatsache zu unterlaufen, stünden wiederum im Zeichen des Kollektivismus.

Statt einem unreflektierten Traditionalismus pauschal die Oberhand zu gewähren, gilt es, gegenwärtige und künftige Neuerungen im Hinblick auf ihre potenzielle »Friedhofskompatibilität« zu reflektieren. Denn sonst entsteht immer wieder auf's Neue jenes Problem, das gegenwärtig an viel zu vielen Orten beklagt wird: dass nämlich die faktischen Umgangsweisen mit Sterben, Tod und Trauer nicht nah genug am Menschen sind – weder am lebenden noch am toten. Der Friedhof hat grundsätzlich und langfristig gute Überlebenschancen, deren Realisierung allerdings abhängig ist von der Weitsicht, Innovationsbereitschaft und der Sensibilität der Verantwortlichen gegenüber gesellschaftlichen Veränderungen.



## Literatur

Beck, Ulrich (1994): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main.

Benkel, Thorsten (2013): *Die Verwaltung des Todes. Annäherungen an eine Soziologie des Friedhofs*, 2. Aufl. Berlin.

Benkel, Thorsten (2017a): »Erinnerung und Individualisierung«, in: Klie, Thomas/Sparre, Sieglinde (Hg.): *Erinnerungslandschaften*, Stuttgart, S. 111-123.

Benkel, Thorsten (2017b): »Strukturen der Sterbenswelt. Über Körperwissen und Todesnähe«, in: Keller, Reiner/Meuser, Michael (Hg.): *Alter(n) und vergängliche Körper*, Wiesbaden, S. 277-301.

Benkel, Thorsten (2018): »Gedächtnis – Medien – Rituale. Postmortale Erinnerungs(re)konstruktion im Internet«, in: Sebald, Gerd/Döbler, Marie-Kristin (Hg.): *(Digitale) Medien und soziale Gedächtnisse*, Wiesbaden, S. 169-196.

Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2013): *Sinnbilder und Abschiedsgesten. Soziale Dimensionen der Bestattungskultur*, Hamburg.

Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2015): »Feldforschung im Feld der Toten. Unterwegs in einer Nische der sozialen Welt«, in: Pöferl, Angelika/Reichert, Jo (Hg.): *Wege ins Feld. Methodologische Aspekte des Feldzugangs*, Essen, S. 234-251.

Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2019a): »Im Himmel – in der Cloud? Körperlose Gegenwart im virtuellen Raum«, in: *Zeitschrift für Bestattungskultur* 71, Heft 2, S. 34-37.

Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2019b): »Materiality and the Body. Explorations at the End of Life«, in: *Mortality* 24, Heft 2, S. 231-246.

Benkel, Thorsten/Klie, Thomas/Meitzler, Matthias (2019): *Der Glanz des Lebens. Aschediamant und Erinnerungskörper*, Göttingen.

Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias/Preuß, Dirk (2019): *Autonomie der Trauer. Zur Ambivalenz des sozialen Wandels*, Baden-Baden.

Durkheim, Emile (1988): *Über soziale Arbeitsteilung*, Frankfurt am Main.

Meitzler, Matthias (2016): »Postexistenzielle Existenzbastelei«, in: Benkel, Thorsten (Hg.): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes*, Bielefeld, S. 133-162.

Meitzler, Matthias (2017): »Der Moment ist mein.« Die Evokation von Lebendigkeit durch Bildpräsenz«. In: Klie, Thomas/Sparre, Sieglinde (Hg.): *Erinnerungslandschaften. Friedhöfe als kulturelles Gedächtnis*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 125-144.

Offerhaus, Anke (2016): »Begraben im Cyberspace. Virtuelle Friedhöfe als Räume mediatisierter Trauer und Erinnerung«, in: Benkel, Thorsten (Hg.): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebendigen*, Bielefeld, S. 339-364.

Sörries, Reiner (2016): *Stirbt der Friedhof? Über das Dahinsiechen traditioneller Begräbniskultur*, Frankfurt am Main.

Stöttner, Carina (2018): »Digitales Jenseits? Virtuelle Identität im postmortalen Stadium«, in: Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (Hg.): *Zwischen Leben und Tod. Sozialwissenschaftliche Grenzgänge*, Wiesbaden, S. 185-209.